

Elisabeth Terhorst

ADELA

in einsamer Reiter, ritterlich straff, wengleich greis von Haar, verhält auf der höchsten Kuppe des Eltenberges und blickt in die Runde. Gaugraf Wichmann, der Sachse, überschaut sein Hamaland. Das ist tausend Jahre her.

Ein überwältigender Anblick, wie wir ihn von dort oben ja jetzt noch kennen, bietet sich ihm dar. Der Strom zieht seine großen Bögen majestätisch durch die weite niederrheinische Ebene, wenn auch sein Bett noch nicht so ordentlich eingedeicht ist wie heute. Der breite Wasserarm der Wildt greift ebenso am Sockel des Hügelzuges entlang. Und auf dem anderen Rheinufer verblaut fern am Horizont die Hügelkette des Reichswaldes in sanft schwingenden Linien. Unendlich wölbt sich die Himmelsglocke über dem Reiter, über den Hügeln, die wie Schemel des Schöpfers in der Niederung stehen, über den unabsehbaren Wäldern, Wiesen und Äckern. Nach Osten hin, am Ende der Hügelreihe, sieht Wichmann die merkwürdig trotzig geformte Höhe von Montferland. Auf dem Gipfel liegt die Fliehburg der Sachsen, von Wall und tiefem Trockengraben umzogen.

Die unterschiedlichen Artungen und Ansichten der Gaubewohner, die sich aus den einheimischen Franken und den zugewiesenen Sachsen zusammenfügen, prallen hin und wieder noch hart aufeinander trotz der planvollen Mischung der Stämme. Wichmann denkt bekümmert, daß selbst bis in seine Familie hinein feine, fast unsichtbare Risse sich ziehen. Adela, seine verwitwete Tochter, betont gar zu eigensinnig ihre sächsische Sonderart. Sie wohnt da drüben auf Montferland. Ihr verstorbenen Gemahl, der edle Imad aus dem Geschlechte Widukinds, hat ihr reiche Besitzungen auf niederländischem Gebiete und in seiner sächsischen Heimat hinterlassen. Aber Adela kehrte nach seinem Tode ins Hamaland zurück mit ihren fünf Kindern Theoderich, Meinwerk, Glismod, Azela und Emma.

Wichmanns Augen schweifen weiter zum Hauberg, einer flachen Erhebung am westlichen Fuße des Eltenberges. Er sieht darauf Burg Uplade liegen, sein eigenes Gehäuse, vereinsamt seit seines Sohnes Wichmann und seiner Frau Luitgarde frühem Sterben.

Hell und warm wird sein Gesicht, da er den Blick nun aus der Niederung sammelt und in seine unmittelbare Nähe richtet. Da stehen vor ihm die gutgefügtten Bauten der Abtei Hochelten, die St. Vituskirche mit ihrem hohen Schindeldach, gegenüber das steinerne Haus der Äbtissin, anschließend die weiteren Stiftsgebäude, Wohnungen für die Canonissen und die ihnen zur Erziehung anvertrauten Töchter des

Adels, die hier in guter Hut für das Leben gebildet werden, sei es für den Dienst der göttlichen oder der irdischen Liebe. Den Kreis der Baulichkeiten rings um die Stiftsfreiheit runden die Domizilien für die Canoniker, Stallungen, Scheunen und Vorratskammern und die Unterkünfte für die bediensteten Leute aller Art. Fast zärtlich schaut Wichmann auf das weiße Äbtissinnenhaus. Die abendliche Augustsonne ist jenseits des Dachfirstes hinunter gesunken. So erscheint das Gebäude von goldrotem Schimmer umstrahlt. Hinter der eichenen Pforte lebt Wichmanns Tochter Luitgardis als fürstliche Abbatissa. Sein Vaterherz sucht sie in ihrem Raum, der neben der kleinen Vorhalle liegt. Wie schön und licht ist die hohe Gestalt in ihrem weißen Gewande! Und wie selbstverständlich führt ihre Hand den Äbtissinnenstab! Gern würde er sie noch begrüßen. Aber zu solch vorgeschrittener Stunde wagt er des Hauses betenden Frieden nicht mehr zu betreten. Abtei Hochelten, sein liebstes Werk auf dieser Erde! Nach menschlicher Überlegung hat er alles getan, um seine Stiftung gut zu fundieren und in jeder Weise zu sichern. Reiche Einkünfte und einen Teil seiner Liegenschaften hat er ihr verschrieben. Seinen ansehnlichen Besitz hat er gleichmäßig vererbt an seine beiden Töchter. Glückselig gedenkt er des Tages, da Kaiser Otto während eines Aufenthaltes in seiner nahen Pfalz zu Nymwegen diese Gründung gutgeheißen und bestätigt hat. So glaubt Wichmann die ihm anvertraut gewesenen Güter dieser Welt wohl geordnet. Er ist bereit, sein alterndes Leben zurückzugeben. Still wendet er seinen Rappen der Lindenallee zu. Sie führt vom Berg hinab nach Uplade. Die Abendglocke grüßt vom Turm der Vituskirche hell hinter ihm her. Der Strom, im Spätlichte wie flüssiges Blut leuchtend, schimmert aus der Ebene herauf. Roß und Reiter möchten sich ganz dem Frieden des Abends hingeben. Aber in leiser Unruhe sucht Wichmanns Blick noch einmal rechts hinüber zu der Höhe von Montferland, die schon von blauviolettten Schatten umdunstet ist, zu Adela, seiner anderen Tochter. Sind seine beiden Kinder nicht wie die lichte und die dunkle Form des gleichen kostbaren Schmuckstückes? Weißer Diamant und schwarzer Diamant? Verschieden mischen sich in ihnen die Erbströme vorangegangener Geschlechter. Beide sind fürstlich von Art und nicht mit kleinem Maß zu messen, Luitgardis, die hoheitsvolle Domina auf dem heiligen Hügel, der verklärt zwischen Erde und Himmel zu schweben scheint, — Adela mit dem stürmischen Herzen, übervoll der sprengenden Kraft dieser Erde. Wichmann weiß um Adelas mühsam verhaltenes Aufbegehren gegen seine Erbverteilung. Er erinnert sich nur mit Unbehagen ihrer zornsprühenden Augen, als er ihr seine Regelung bekanntgab: „Luitgardis bekommt Hochelten und alles, was dazu gehört. Du bekommst mein Uplade und alles, was dazu gehört.“ Wie schnellte sie ihm die Antwort entgegen: „Vater, hast Du vergessen, daß unserer Familie Wurzeln in sächsischem Boden verankert sind? Hast Du vergessen, daß Du nach unseres Stammes Recht nur vererbend teilen darfst, nachdem Du Deiner Kinder Einverständnis hast? Mögen wir immer hier im Frankenland neue Heimat gefunden haben, wir bleiben doch Sachsen!“

Damals hat sich Wichmann bei den gewiegtesten Rechtsgelehrten Rates geholt. Sie entschieden dahin, daß im Frankenland nach fränki-



schem Recht zu vererben sei, daß man sächsische Auffassungen auch als Sachse nicht im fränkischen Gebiet beanspruchen könne. Wichmann hielt also fest an seiner einmal gefaßten Regelung. Adela sprach nicht mehr darüber. Aber der Vater kennt seine leidenschaftliche Tochter. Seit Imad, der hochherzige, rechtliche Mann ihr genommen, ist es, als durchbräche ihr drängender Wesensstrom alle zügelnden Dämme. „Doppelt gut“, denkt Wichmann, „daß der Kaiser meine Schenkung an Hochelten bestätigt und das Stift unter seine persönliche, unmittelbare Hoheit genommen hat!“

Sein großväterliches Herz sinnt weiter. Da sind seine fünf Enkelkinder: Theoderich, der älteste, zart und fein, wird eines Tages Herr auf seines Vaters Imad Gütern im Niederländischen sein. Meinwerk, der blonde, aufrechte Westfalenjunge, lernt beim weisen Tankmar in der Hildesheimer Domschule und wird Gott als Priester dienen. Glismod hat am stärksten das heftig begehrende Wesen der Mutter geerbt. Sie ist dem bayrischen Grafen zur Braut ausersehen. Azela scheint ihrer Tante Luitgardis nachzuarten. Gewiß trägt auch sie später das weiße Gewand der Stiftsdamen, findet Geborgenheit im Frieden der Abtei und singt Psalmen in der Vituskirche. Wohin Emma, sein Zwiterschervogel, fliegen wird, weiß man noch nicht.

So kreisen Wichmanns sorgende Gedanken um den Acker, der ihm für diese Erde anvertraut ist. Er hat ihn schlecht und recht bestellt nach bestem Vermögen. Nun wünscht er sich in die ewige Ruhe hinüber. Die beiden Hügel Hochelten und Montferland möchte er so gern als Erntegabe seines Lehnsfeldes dem obersten Lehnsherrn mitbringen. Schwer wie zwei randvolle Gefäße fühlt er sie rechts und links gleichsam an einem Joch über seinen Schultern hängen. Schwäche schleicht ihn an. Der Greis erschauert im kühlen Abendwind.

Von der Burg zu Nymwegen jagen Boten in alle Richtungen. Die kaiserliche Pfalz scheint plötzlich Mittelpunkt des Abendlandes geworden zu sein. Kaiserin Theophanu, die Griechin, hat dem Kaiser Otto den Sohn Otto geboren und dem Reiche den künftigen Herrscher geschenkt.

Ein reitender Kurier bringt die Kunde auch nach Uplade und die beiden Hügel hinan. Die hohen Frauen sind dem königlichen Hause verwandt und rüsten zur Gratulation bei Hofe.

Die Äbtissin wählt als Taufgabe die Statue Michaels. Es ist eine kostbare Silberarbeit, vielgeliebtes Geschenk ihres Vaters zum Tag ihrer Äbtissinnenweihe. Die strahlende Engelsgestalt stand bisher zu Füßen des Kreuzes in ihrem Gemach. Könnte sie dem Kaiser Sinnvolles bringen als das Abbild Michaels, seines Reiches gewaltigen Schutzpatrones an höchstem Hofe?

Adela löst ein wunderfeines Nadelwerk von ihrem Geräms. Auf rötlichem Seidengrund sind mit farbigen und goldenen Fäden Köstlichkeiten dieser Erde gestickt, Blumen und Früchte und Fabeltiere aller Art. Das Sachsenroß springt auch inmitten der paradiesischen Fülle. Das ist ein echtes Stück aus Adelas sehnsüchtiger Welt. Sie be-

stimmt es zur Wiegendecke für das kaiserliche Kind. Niemand weiß landauf landab die Nadel so meisterhaft zu führen wie Adela. Es ist merkwürdig, wie frauenhaft die Wilde am Wirkstuhl und am Stickrahmen wird, gerade so, als finge dieses Tun ihre Unbändigkeit ein und würden die krausen Fäden ihres Wesens glatt und fügsam. Ihre Werkstatt ist der Trost ihres ungestillten Witwendaseins. Die anstelligsten unter ihren Mägden wählt sie zu Gehilfinnen aus und unterweist sie unermüdlich in den Künsten des Wirkens und Webens und Stickens. Obwohl ihre fast männliche Stimme die Mädchen häufig herrisch und unduldsam anfährt, ist darin doch hin und wieder ein Hauch verhüllter Weichheit und gestauter weiblicher Wärme zu verspüren, so daß die Frauen ihrer Meisterin mit all den seidenen und wollenen Fäden in scheuer Zuneigung verknüpft sind. Im Wirkstuhl ist Adelas bester Wesensteil aufgeketzt. Hier ist ihr Sein im Himmel angeknötet. In die klare, senkrechte Kette schießt sie befreiend all ihr wirres, überreiches Erdengefäde hinein, so daß beide zusammen, Kette und Schuß, beglückende Gebilde der Ordnung und Schönheit ergeben.

Die Räume ihrer Burg sind verschwenderisch ausgestattet mit Rücklaken und Bildteppichen an den Wänden, mit Decken und Kissen auf den Sitzen. Ihre Gewänder sind farbenprächtig, eigenwillig gestaltet und mit reicher Stickerei versehen.

Über ihrem Lager hängt eine Wirkarbeit, auf der Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntnis dargestellt sind. Eva hat Adelas Züge, ihr brandrot flammendes Haar und das üppige Blühen ihrer eigenen Gestalt. Mit unwiderstehlicher Lockung hält sie Adam den Apfel hin. An wen hat Adela bei diesem Adam gedacht? Imad, der vornehme Tote, ist es nicht. Dieser Adam ist breit und untersetzt, voll von erdhafte strotzender Kraft. Man spürt, daß er die mannsmäßige Begierde, mit dem Apfel das Weib zu ergreifen, kaum noch zurückdämmen kann. Und diese Eva wartet darauf, ergriffen zu werden. Aber sie ist noch das berechnend hinhaltende Weib, diesem fast einfältig wirkenden Adam vielfältig überlegen.

Sähe Heribert von Köln, Adelas erzbischöflicher Freund und Gönner, diesen Wandbehang, würde er wohl in erschreckendem Erkennen die Augenbrauen hochziehen und achtsam wachen über die ungezähmten Sprünge seines gefährdeten Schafes. Er aber nimmt blind erfreut die kostbaren Kaseln hin, die Bursen und Kelchtüchlein, die aus Adelas Werkstatt wieder und wieder für ihn hervorgezaubert werden.

Im stillen Frauengemach der Pfalz zu Nymwegen steht die Wiege mit den goldenen Löwenköpfen. Darin liegt das kaiserliche Kind Otto. Seine Glieder sind zart, gelblich die Haut, dunkel Haar und Auge. Es schläft unter Adelas rötlicher Seidendecke, und das krause Geschnörkel darauf spielt in seine ersten Träume hinein. Ihm zu Häupten steht Michaels, des Reiches Erzengels, schimmernde Gestalt.

Theophanu, die Mutter, ruht auf ihrem Lager und betrachtet mit ihren schwarzen Augen, die sanft und glutvoll, magdlich und kaiserlich zugleich sind, das Kind, die Decke und den Erzengel.

Theophanu, Vase aus Elfenbein, ergreifend schöne Blüte aus Byzanz: geheimnisvoll unergründlich und schweigend anziehend senkst Du Deinen liebenden Blick in die hellen Sachsenaugen Deines kaiserlichen Gemahls Otto. Und Morgenland und Abendland begegnen einander.

Das feierliche Requiem ist verhallt. Die Gruft im hohen Chor der Stiftskirche ist geschlossen über dem toten Leib Wichmanns. Adela ist gekommen, und Adela ist wortlos gegangen. Ihrer Schwester Äbtissin hat sie die Hand nicht gereicht. Mit des Vaters Person ist die letzte Wehr, der letzte Halt gegen ihr eigenes, ungestüm aufbegehrendes Gemüt gefallen. Ihre Hoffnung, die Söhne Theoderich und Meinwerk und die Töchter Glismod, Azela und Emma würden gleich ihr Wichmanns Erbverordnung nicht anerkennen, ist fehlgeschlagen. Alle fünf haben sich dem großväterlichen Wort in selbstverständlicher Unterwerfung gefügt. Adela steht allein. Sie gibt den Teufeln des Ehrgeizes und der Habsucht unumschränkten Raum in ihrem Herzen. Sie verläßt den Hügel Montferland, rückt dem Eltenberg näher und zieht in ihres Vaters leer gewordene Burg Uplade. Der Hauberbuckel liegt dem Stiftsberg im Rücken gleich einem geduckt lauernden Tier. Da haust nun Adela, eine Frau um die Vierzig, aber jung und unverbraucht an Leib und Seele, unerfüllt an Gemüt und Geist. Nichts ist weit und breit, worauf sich diese außergewöhnlich geballte Kraft ergießen könnte. Da reicht kein Wirkstuhl, dieses Urbegehren aufzufangen. Die Mägde haben nichts zu lachen.

Adela schwingt sich auf ihren Fuchs und reitet die Lindenallee hinauf, sie allein. Sie grüßt nicht ihres Vaters Grab. Ohne Anmeldung tritt sie zur Abbatissa ins Gemach.

Sie grüßt nicht und setzt sich nicht. Luitgardis hat sich erhoben. Die freudige Aufwallung beim Eintreten ihrer Schwester erlischt. Fragend schaut sie ihr ins abweisende Gesicht. Wie ähnlich die Beiden einander sind und doch so klaffend geschieden wie Kain und Abel!

Adela sagt: „Gib die Güter heraus, die Du widerrechtlich besitzt.“ Luitgardis erwidert: „Das kann ich nicht, Schwester. Ich verwalte sie zu Recht. Nach unseres Vaters und unseres Kaisers Willen ist der Eltenberg mit den hinzu vermachten Liegenschaften Stiftseigentum.“

Adela reitet nach Uplade zurück, Haß im Herzen. Mit der Zähigkeit einer Frau und einer Sächsin verfolgt sie ihre Pläne. Die Saat der Feindschaft gegen den heiligen Berg streut sie unmerklich fein in ihr Gesinde. Das Unkraut geht auf und versamt sich hundertfach. Grenzplänkeleien entstehen auf den Feldern zwischen den Stiftsleuten und den Knechten der Burg Uplade. Der Äbtissin kommen diese fortgesetzten Herausforderungen zu Ohren. Sie begreift sie als warnende Zeichen und sieht sich nach zuverlässiger Hilfe um. Graf Godizo von Aspel ist ein bewährter Freund der Wichmann-Familie. Er zieht mit seinen Mannen in die Stiftsfreiheit ein und übernimmt die Führung der Schutzarbeiten. Wall und Palisaden werden überprüft, die Waffen

gesichtet, entrostet und gebrauchsfertig gemacht, die Schwerter geschliffen. Auch Adela sucht Hilfe zur Durchführung ihrer keimenden Pläne.

Länger schon denkt sie an Balderich. Balderich lebt auf dem jenseitigen Rheinufer. Im Düffelgau ist er ansässig. Er macht seit Jahren von sich reden wegen seines tapferen, ungezügelter Draufgängertums. Seine urwüchsige Kraft tat dem Kaiser manchen Dienst. Dafür hat der Herrscher ihn, den einfachen Mann, geadelt. Mehrfach hat Adela ihn zur Jagd geladen. Eva hat ihren Adam erkannt. Sie setzt Balderich, den Bauern, auf ihr Schachbrett, seinen Ehrgeiz stachelnd wie auch sein blindes Mannesbegehren klüglich nützend. Im verborgensten Winkel ihres Weibtums weint sie nach Hingabe und starker Umarmung. Mögen ihre Schwester, ihre Kinder, ihre Standesgenossen darüber denken, wie immer sie wollen, sie ist entschlossen, sich mit diesem ungezähmten Balderich zu verbinden. Und Eva hält ihm den Apfel hin:

„Balderich, Du weißt, daß mir bitteres Unrecht geschieht. Du weißt, daß meine Schwester Äbtissin unserer Familie Eigentum vorenthält. Willst Du mir nicht helfen, die Ordnung wieder herzustellen? Willst Du mir nicht helfen, den Eltenberg zurückzugewinnen? Du sollst zum Lohne mit mir herrschen im Hamaland, Balderich, mit mir, mit mir, Balderich, Du wirst ein mächtiger Herr sein, Balderich.“

Balderich sträubt sich. Seinem geraden Sinn erscheint es ungeheuerlich, Hand an kaiserlich beglaubigte Stiftsgüter zu legen. Eva spottet seiner Bedenken, zieht den Apfel zurück und macht Miene, ihn allein zu essen.

Geraume Zeit geht es in solcher Weise zwischen ihnen hin und her, bis Adam nicht mehr zu widerstehen vermag.

Balderich sammelt seine Leute, um gegen Hochelten zu ziehen. Er wandelt sich nun auf Adelas Schachbrett vom Bauern zum Pferd.

So sind die Menschen allerseits zum Streite gerüstet, weil eine einzige Frau von Herrschsucht besessen ist.

Balderichs Befehl unterstellt auch Adela ihre wehrhaften Männer. Sie selbst hält sich zurück. Zur Nacht umzingelt der Trupp die Stiftsgebäude. Godizos Späher sind wach. Im Morgengrauen läutet die Veitsglocke Sturm. Im Saal sind die Stiftsdamen und die jungen Mädchen versammelt und beten Sturm. Die ersten Sonnenstrahlen blitzen auf in dem Schwertergewirr über einem wüsten, hitzigen Menschenknäuel. Keuchende Leidenschaft, ersterbende Schreie und eine klagende Glocke stöhnen zum Himmel hinauf von diesem heiligen Hügel. Sonst schweben um diese Morgenfrühe selige Tonfolgen wie Weihrauchwolken aus dem Chorgestühl empor: Exultate Dominum Deum nostrum et adorate in monte sancto ejus. — Preiset den Herrn, unsern Gott, und betet ihn an auf seinem heiligen Berge!

Godizos Leute halten dem Anprall stand. Balderich muß abziehen. Die Angreifer sind verschwunden, als seien sie von der Hölle verschluckt. Ringsher ist alles Grünende zertrampelt, der Boden mit Blut besudelt.

Die Stiftsleute begraben die umherliegenden Erschlagenen, Freund wie Feind, bei den übrigen Toten östlich der Kirche. —

Adela empfängt Balderich nicht. —

Im Chor der Stiftskirche zu Hochelten steht ein offener Sarg. Darin liegt Luitgardis, des Hauses erste Fürstäbtissin. Ihre Züge sind hoheitsvoller und anmutiger noch als in den Tagen ihres Erdenlebens. Die Stirn umhüllt der weiße Schleier, das weiße Chorhemd den toten Leib. Zu Häupten brennen neun Wachskerzen in einer Reihe. Vier noch höhere Wachskerzen umstehen kreuzförmig den Leichnam. Im Chorgestühl sind die sieben Psalmen für die Verstorbene zu Ende gesprochen. Vier der Stiftsdamen verlassen ihre Plätze und stellen sich den vier Kerzen gleich kreuzförmig um den Sarkophag und beten die sieben Psalmen noch einmal in der Weise, daß zwei von ihnen jeweils einen Psalmvers vorbeten, die beiden anderen mit dem Requiem aeternam antworten: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, das ewige Licht leuchte ihr.“ Dieses Beten ist wie ein fortwährender, sanfter Wellenschlag, auf dessen Wogen die Tote vom Diesseits an das Ufer des Lebens getragen wird.

So halten sie die Wache schon drei Tage und drei Nächte.

Im Kirchenschiff drängen sich viele Menschen, die aus der Umgegend gekommen sind, um Abschied zu nehmen von Luitgardis, ihrer mütterlichen Freundin, die für die Nöte Leibes und der Seele Zeit und Rat und Hilfe hatte. Auf der Chorschranke stehen zwei Schalen, eine silberne und eine goldene. Darin liegen die Weißpfennige. Es sind münzgroße Wachsstückchen. Immer wieder tritt eine der Frauen hinzu, — selten ein Mann —, nimmt von der silbernen Schale einen Weißpfennig, betet ein Vaterunser für die Verstorbene und legt dann das Wachsstück in die goldene Schale. Eine der Damen nimmt sie am Abend und fertigt aus jedem Wachsstück eine Kerze. Am Tag der Beisetzung brennen alle diese Kerzen, — liebender Herzen sichtbare Seufzer der Fürbitte hinauf zum Vater, — von der Morgenwache an bis zur Versenkung des Sarges wie ein festlicher Strahlenkranz zu beiden Seiten der Toten. Die Messe beginnt. Wie zu großer Feier sind Priester, Dominae und Volk versammelt. Nach dem Evangelium schreiten die Damen zum Altar und bringen drei Gaben hin, Brot, Wein und das vergängliche Fleisch dieser Erde. Danach legen sie die Chormäntel ab, umringen den Sarg, schließen ihn, heben Luitgardis auf wie ihre kostbarste der zu opfernden Gaben und tragen sie alle zusammen die wenigen Schritte weiter zur offenen Gruft an ihres Vaters Wichmann Seite. Behutsam senken sie ihre Äbtissin hinab, als betteten sie die Tote in Gottes Schoß. Sie treten von der Gruft zurück und umhüllen sich wieder mit ihren Mänteln. Dann stellen sie sich auf den Platz, auf dem vorher der Sarg gestanden, und stimmen leise an: „Media vita — Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umgeben.“ Dabei knien sie dreimal nieder. Nun erst begeben sie sich wieder in ihre Chorstühle. Die Priester beten über dem Leichnam die Fürbitten der Kirche. Sie ziehen zum Altar zurück, und die Messe nimmt ihren Fortgang.

Einen ihrer Priester hat Luitgardis, bevor sie die Augen schloß, zu ihrem Testamentsvollstrecker gewählt. Am Ende des Gottesdienstes eröffnet er das Testament und gibt dem versammelten Kapitel der Fürstäbtissin Vermächtnis bekannt. Sie bestimmt darin, daß ihre gesamten Güter, gemäß dem Willen ihres Vaters Wichmann und gemäß ihrem eigenen Willen, dem Stifte Hochelten verbleiben.

In sinnvoller Regel beten die Hinterbliebenen noch lange Zeit,

Tage, Wochen, Monde und Jahre hinter ihrer voraufgegangenen Äbtissin her. Jenseitiges und diesseitiges Leben sind durch diese wundersame Geordnetheit des Hinüberganges so unlöslich ineinander gewirkt, daß die wechselnden Geschehnisse dieser Welt unwichtig verblassen im Lichte ewigen Seins.

Adela ist den Feierlichkeiten fern geblieben. Obwohl sie getauft ist und gefirmt wurde und am heiligen Mahle teilgenommen hat, will ihr trotziges, herrschgewohntes Sachsenblüt dem Kreuze nicht untertan sein. Ihr Reich ist von d i e s e r Welt. —

Flüsternd schleicht das Gerücht im Hamalande umher: Adela hat ihre Schwester Luitgardis vergiftet. Zwei Personen, verdächtigt, das Gift bereitet zu haben, sollen verhaftet, ja gar geblendet worden sein. So tuscheln die Menschen einander lüstern in die Ohren.

Adela schweigt und geht erhobenen Hauptes umher. Vor der Ungebeugtheit dieses Hauptes verflüchtigt sich das Gerücht gleich einem ferner und ferner verebbenden Häherschrei.

Noch ist der Fürstinnenstuhl vakant im Stift Hochelten. Das Kapitel rüstet sich, zur Wahl der zweiten Äbtissin zusammenzutreten. Da greift Adela zu. Es ist ihr dieses Mal ein Leichtes, mit Balderichs Hilfe die verwaiste Abtei zu besetzen.

Adela bringt es aber nicht über sich, ihrer Schwester Gemächer zu bewohnen. Der schwarze Diamant paßt nicht in die Fassung des lichten Diamanten. Wie ein unstetes Irrlicht flackert Adela umher, bald auf Uplade, bald auf Hochelten aufzuckend. In dieser Zeit reicht Eva den Apfel an Adam. Das Weib Adela nimmt Balderich zum Manne und wohnt mit ihm auf ihrer Burg Uplade.

Über dem Hamalande wird es kaum richtig hell. Die Nebeldecke lichtet sich nicht. Es ist kurz vor Weihnachten.

Im großen Saale der Pfalz zu Nymwegen brennen die beiden Kaminfeuer und beleuchten eine farbenprächtige Versammlung. Der junge Kaiser Otto hält zum ersten Male Reichstag mit den führenden Männern Deutschlands. Fast noch knabenhaft sind die sechzehnjährigen Schultern. Das kaiserliche Gewand steht wie eigenständig um den schmalen Leib, als sei das Kleid das gestaltgewordene Amt. Aus Ottos Augen — es sind die dunklen seiner Mutter Theophanu — bricht die Glut hochherziger Jugend. Dieser Junge ist ergriffen von seiner kaiserlichen Berufung. Das Reichsszepter in seiner Hand empfindet er als heilig ernste Verpflichtung. So blickt er mit bezaubernder Würde auf Adela und Balderich. Sein kaiserlicher Wille befahl sie hierher zur Verantwortung. Der Ring der Reichsfürsten umschließt die beiden Schuldigen. Adela steht inmitten des Kreises nicht wie die Angeklagte, nein, wie die Klägerin. Sie ist das einzige Weib im Saale. Erregend ist ihre Gegenwart. Es ist, als sei diese Mitte der elektrisch geladene Kraftpol des Raumes.

Jeder der Anwesenden spürt die Beunruhigung. Auch die geistlichen Würdenträger, Erzbischof Willigis von Mainz, Bernward von Hildesheim, Ansried von Utrecht, Sigebert von Münster, nicht zuletzt Heribert von Köln, der Erzkanzler, Adelas Gönner, können dem dunklen Magneten sich nicht ganz entziehen. Mit unstedt raschen Augen sucht Adela Meinwerk, ihren Sohn. In unscheinbarer Priesterkleidung steht der ritterliche Hofkaplan bescheiden neben dem Thron seines jugendlichen Herrschers. Sein Herz ist voller Qual. Imads und Adelas Kind ist er, Wichmanns Enkel.

Adelas Blick schweift zum Kaiser zu rück: „Kindlein, einst hüllte ich Dich in eine rötliche Decke ein. Kaiserlein, heute hülle ich Dich abermals ein. Diesen Reichstag führe ich, Adela von Elten.“

Der Kaiser hebt den Reichsapfel ein wenig, als wäge die schmale Knabenhand die Schwere des Amtes. Die junge Stimme spricht zu Balderich: „Graf Balderich, man hat mir von Euch berichtet, daß Ihr meinem Vater tapfere und getreue Hilfe geleistet habt. Wie kommt Ihr dazu, Euer sauberes, tüchtiges Schwert ungerechter Sache zu leihen?“

Balderich schämt sich. Unbefangene Lauterkeit sieht ihn aus seines Kaisers noch kindlichen Augen an. Vergebens sucht er, Rechtfertigung zu stottern. Er wendet den Kopf hilflos zu Adela, als wolle er sagen: „Das Weib gab mir den Apfel, und ich aß.“ In diesem Augenblick denkt er: „Hätte ich dieser Frau Wege doch niemals gekreuzt!“ Adela enthebt ihn der Antwort. In stolzer Unbeugsamkeit pocht sie auf ihr Sachsenrecht. Sie pocht eindringlich, unwiderstehlich überzeugend. Sie wirft ihr Weibtum in ihre leere Waagschale. Es wiegt soviel wie zusammen das Gewicht der mächtigen Herren, die jetzt, drei Jahre vor der Neige des Jahrtausends, die Bürde des Abendlandes tragen, dieses streitvollen Abendlandes, das nun schuldbewußt erzittert vor dem vielleicht dicht bevorstehenden Weltuntergang und Gericht. Wie schwierig ist es doch für diese Herren, die äußerst aufgewühlte, zu allen Verstiegenheiten eifervoll bereite Menschheit recht zu zügeln und die wirren Fäden zu ordentlichem Gewirk zu kreuzen! Zu diesem Zweck sind sie nun wiederum in Nymwegen um ihren Herrscher, den Jüngling, versammelt, ein jeder mit eigenen Plänen und geheimem Trachten im Busen. Unmerklich entwindet Adela ihnen für eine kleine Weile die Fäden und nimmt einen um den anderen in ihre weiße Frauenhand. O, sie versteht sich auf feinstes Gewirke!

Als Adela schweigt, entsteht eine kleine, ratlose Pause: Das Kaiserlein, das unerfahrene, läßt seine Augen Beistand heischend von einem der Herren zum anderen gleiten. Gaugraf Wichmann von Vreden, die hohe Sachsegestalt mit dem rötlichen Haar, des Kaisers Oheim, ist unbetört geblieben: „Das herrschende Recht des Landes gilt für jeden, der darin wohnt. Im Hamaland herrscht fränkisches Recht. Adela von Elten, wenn auch Sächs in von Geblüt, untersteht fränkischem Recht. Graf Wichmann hat seine Güter unantastbar rechtskräftig vererbt.“

Adela von Elten und Wichmann von Vreden sind einen Atemzug lang Auge in Auge, als sei niemand sonst im Saale. Wichmann, Du oder ich!

Die Verhandlung geht weiter und zieht den Schleier über die Abgründe der Herzen.

Adela hat es mit ihrer Rede fertig gebracht, der Rechtssäule einen Stoß zu versetzen, so daß sie ins Schwanken geraten ist. Die Meinungen sind geteilt. Es steht Auffassung gegen Auffassung, nicht mehr Recht gegen Unrecht.

Erzkanzler Heribert findet den Ausweg. Er schlägt einen Vergleich vor. Danach bleiben die Rechte des Stiftes Hochelten bestehen und werden aufs Neue vom Kaiser bestätigt. Adela und Balderich müssen das Stiftsgebiet räumen. Aber das Stift soll seinerseits freiwillig eine Reihe seiner Höfe an Adela abtreten um des Friedens willen. Eine Weile geht das Für und Wider noch hin und her. Dann stimmen die Herren dieser Lösung zu und der Kaiser spricht sein Ja.

Adela und Balderich sind entlassen. Unbesiegt geht das Weib aus der Runde der Männer, aus dem Saale des Gerichts. Balderich folgt Adela, weniger er selbst denn ihr kümmerlicher Schatten.

Zu Beginn des neuen Jahrtausends läuten die Sterbeglocken über das Abendland hin. Sie verkünden den Tod Kaiser Ottos, des Einundzwanzigjährigen. Gleich einer überedlen, frühreifen Frucht ist er vorzeitig geerntet.

Die Glocken sind für Adela Signal zu weiterem Tun. Sie reitet mit Balderich heraus aus der Verborgenheit. Ihre Leute brausen wie ein Wespenschwarm aus der Niederung den Stiftshügel hinan. Der Schutzdamm um die Kirche wird im Ansturm zerstört, das Schnitzwerk der Altäre vielfach durchlöchert. Abermals steht Adela auf Hochelten und überschaut herrisch ringsum das Hamaland. „Kaiserlein, wo bist Du? Was schert mich Dein Rechtsspruch? Mein ist der Berg und alles, was zu ihm gehört. Nicht Teil genügt mir. Das Ganze will ich.“ Einst stand Wichmann am gleichen Platz und übersah das Seine, das er besaß wie nicht habend. Er gab es hin zum Leben. Adela reißt es an sich und hält es wie einen Raub.

Adela tut klug wie die Kinder dieser Welt. Sie beginnt, von den Gütern, die ihrem Sohne Meinwerk erbmäßig gehören, zu verschenken und zu verkaufen, als seien es ihre eigenen. So übereignet sie Heribert von Köln, ihrem Freunde in der Not, den Ort Rees, einige Meilen aufwärts am Strom gelegen, damit der Erzbischof die Einkünfte verwenden könne für sein neugegründetes Kloster zu Deutz. Heribert freut sich dieser nützlichen Geschenke und nimmt sie bedenkenlos an.

Seit jener peinvollen Begegnung vor sechs Jahren in Nymwegen hat Meinwerk seine Mutter nicht mehr gesehen. Sein Dienst als Priester am Aachener Münster und vor allem bei Hofe läßt ihm keine Muße, seine Heimat zu besuchen. Der neue Kaiser Heinrich, zu dem er nicht nur verwandtschaftliche Beziehungen hat, mit dem er seit der gemeinsamen Studienzeit in Hildesheim auch eng befreundet ist, zieht ihn immer mehr in die unmittelbare Verwaltung des Reiches hinein. Auf den Fahrten und Heerzügen ist Meinwerk des Herrschers ständiger Begleiter.

Kaiser Heinrich sitzt mit seiner jungen Gemahlin Kunigunde im Saale des Palastes zu Paderborn beim festlichen Mahle. Seine Reichsfürsten sind um ihn versammelt. Kunigunden zur Rechten hat Erzbischof Willigis von Mainz seinen Platz. Am Morgen dieses gesegneten, strahlenden Laurentiustages hat er sie zur Königin krönen dürfen. Bischof Rethar von Paderborn hat alles aufgeboten, um für dieses Hochfest das Chor seines vor zwei Jahren ausgebrannten Domes soweit notdürftig herzurichten, daß die Spuren der Zerstörung unter dem Schmuck der Teppiche und Wandbehänge, der wenigen geretteten Reliquiare, silbernen Leuchter, der wehenden Fahnen, all des Laubes und der Blumen kaum mehr wahrzunehmen sind. Zufrieden sitzt er als Hausherr dem kaiserlichen Paar gegenüber. Der südliche Falerner in den goldenen Pokalen hat die Tafelrunde in heitere, redefrohe Stimmung versetzt. Meinwerks Augen werden immer wieder vom Anblick der züchtigen Königin angezogen. Mit außerordentlicher Ritterlichkeit und zarter Sorge umgibt Heinrich seine Gemahlin. Ein unsichtbarer Schutzwall von Lauterkeit umschließt diese beiden herrscherlichen Gestalten und erstickt jede Unziemlichkeit in ihrer Gegenwart im Keime. Das Gespräch geht lebhaft um. Erzbischof Willigis trinkt dem Erzkanzler Heribert zu und gratuliert ihm mit kaum merkbarem Spott zu seinem neuesten, einträglichen Besitze von Rees. Heribert hebt seinerseits den Pokal und quittiert zurückhaltend. Er streift Meinwerk mit raschem Blick und gibt dem Gespräch geschickt andere Wendung. Aber Meinwerk hat genug gehört. Gestern schon hat er genug gehört. Als nämlich der Hoffroß von der südöstlichen Höhe in die Niederung hinabritt auf Paderborn zu, hat sich Graf Wichmann von Vreden, der auch bei der Kaiserhuldigung in Goslar dabei gewesen war, Pferd an Pferd neben ihn geschoben und ihm berichtet über die Zustände im Hamaland. Seitdem Meinwerks Großvater, Wichmann von Elten, tot ist, verwaltet Wichmann von Vreden neben seinem Westfalengau auch den westlich anschließenden niederrheinischen Nachbargau Hamaland. Deswegen ist er ja Adela ein Dorn im Auge. Die ehrgeizige Frau möchte die Präfektur im Hamaland für ihren Gemahl Balderich haben. Meinwerk erfährt, daß seine Mutter wiederum die Güter der Abtei an sich gerissen hat. Die Stiftsdamen leben zwar auf dem heiligen Berg, aber wie Hühner, denen man die Flügel gestutzt hat. Adela treibt unerbittlich hohe Abgaben ein, andererseits verschenkt sie ganze Höfe, als handele es sich nur um den Wert eines Trinkgeldes. Sie führt auf Uplade ein Leben unumschränkter Willkür. Seine Worte besonnen wählend, macht Wichmann die notwendigen Mitteilungen. Meinwerk weiß, daß er an den Aussagen dieses rechtlichen Mannes nicht zweifeln kann. Sie beraten miteinander, wie da wirksam und durchgreifend endlich Ordnung zu schaffen sei.

In sich gekehrt sitzt Meinwerk nun unter der angeregt fröhlichen Hofgesellschaft und sehnt das Ende des Festmahles herbei, den Augenblick, da er sich schicklich zurückziehen kann. In ganz Paderborn ist an diesem denkwürdigen Tage kein stiller, ungestörter Platz zu finden. Der Domhof wimmelt von den zahllosen Gefolgsleuten des Kaisers und der hohen Herren. Sie werden mit westfälischer Gastlichkeit und der Würde des Geschehens entsprechend bewirtet. Meinwerk sucht sein kleines, abseits gelegenes Gemach im Palaste auf. Selbst bis da hinein dringt das

Lärmen und Singen und Heilrufen, das unbestimmte Gebräuse einer geballten Menschenmenge.

Hier, auf westfälischem Boden, regt sich in Meinwerk stärker noch als sonst das Erbe seines Ahnherrn Widukind, das ihm durch seinen Vater Imad zugeflossen. Es ist ihm mühsam, Zugang zum maßlosen Wesen seiner Mutter Adela zu finden, obwohl er eine reichliche Mitgift ihrer Heftigkeit in sich trägt, die ihm häufig genug zu schaffen macht. Sie beide haben weithin die gleiche Natur. Der Sohn jedoch springt sich aus gleich einem jungen Pferde in der Gotteskoppel. Adela aber durchbricht das Gefrecht der menschlichen Grenze und gerät tiefer und tiefer in die Sümpfe Satans. Seitdem Meinwerk seine Mutter in Nymwegen gesehen, weiß er, wie schwierig es sein wird, diese unbändige Frau in die Ordnung heimzuholen.

Er wandert in dem kleinen Raume auf und ab. An der Fensteröffnung bleibt er stehen und sieht abwesend auf das Menschengewühl, das sich durch den massiven Torgang im Palaste vom großen zum kleinen Domhof hin und her drängt. Weiß Gott, lieber würde er zupacken, um Bischof Rethar beim Wiederaufbau seines Domes zu helfen. Das wäre handfestes, klares Tagewerk. Seine Mutter aber ist nirgends zu umgreifen. Bedrohend ist diese Frau, undurchschaubar wie sternenlose Nacht, in der Pechfackeln lodern. Kann ich die Mutter noch halten mit einem festen Griff? Oder ist die Lawine schon im Absturz? Noch schält sich kein fester Entschluß aus der Dunkelheit seines bekümmerten Herzens. Meinwerk hebt den Blick vom Nahen fort, über die teilweise noch brandgeschwärmte Schutzmauer des Domes hinaus, über die weite westfälische Ebene hin, bis zur blaunüchternen Bergkette des Teutoburger Waldes fern am Horizont. Der Domhof liegt auf dem äußersten Auslauf der kalksteinigen Hochfläche. Man hat fast das Empfinden, Kirche und Palast und Domschule rutschten der Schutzmauer nach hinab in die Ebene. Meinwerk steht hier wie auf einer Aussichtskanzel über den wasserreichen Armen der Pader. Sie quillen unter dem Dom hervor, als sei er ein riesiger Taufbrunnen, die leibhaftige Quelle lebendigen Wassers. „Veni sancte spiritus“, betet Meinwerk, der Priester,

„sine tuo numine,
nihil est in homine,
nihil est innoxium.“

Ohne Deine Göttlichkeit ist nichts im Menschen, nichts ist unschuldig.

Im Verließ der Pfalz zu Nymwegen sitzt Adela auf dem Hocker. Sie steht auf, geht auf und ab und setzt sich wieder. Es ist unangenehm, nicht auf der Stelle aus diesen vier Wänden herausgehen zu können, wenn man umgetrieben wird von Tatendrang und Herrschsucht. Meinwerk, harmloser Tor, glaubst Du im Ernst, ich, Deine Mutter Adela, sei durch Gefängnis zu beugen? Auflachend schüttelt sie den Kopf und wirft die brandrote Mähne auf gleich einer wiehernenden Stute. In diesen Stunden der Aussonderung erstirbt das letzte Flämmchen Mütterlichkeit in ihrem Wesen: „Ich habe keine Kinder. Meinwerk, mein heiliger Sohn, verhaftet mich, er fürchtet um das Seinige. Glismod leerte meine

Truhen und entschwand nach Bayern. Azela flog in den Taubenschlag auf dem Berg und pickt, glatt gefiedert, die schalen, frommen Stiftskörner. Emma gebiert ihrem Liutger Westfalenkinder. Ist da noch Theoderich, mein Erstgeborener, mein Schwächster, kläglicher Nachfahr auf Imads reichem Erbe. Auch meine Werkstatt ist mir abgestorben. Stickrahmen und Wirkstuhl verstauben. Spinnen weben daran. Uplade ist leer. Balderich? Balderich zählt nicht. Nur ich bin da, überall ich und immer mehr ich.“

Adela sitzt im Gefängnis am Spinnrad ihrer Pläne. Balderich ist die willfährige Spindel, auf der sie ihre Spulen sausen läßt. Die Teufel stehen unsichtbar dabei, lösen sich ab im Treten des Rades und bringen es in immer rasenderen Schwung. Keinen Augenblick lassen sie aus.

Theoderich, mein Erstling, mein Schwächster — ? —

Adela ist wieder auf ihrer Burg Uplade. Sie lebt darin wie die Fähe in ihrem Bau mit den vielen Ausschlüpfen. Der Ausgang nach Hochelten ist ihr verlegt. Da stehen Meinwerks und des Kaisers Machtwort. Sie hat klüglich mit Eid und Urkunde auf das Stift verzichtet und wendet sich nun anderem Ausgang zu. Ihre Habgier ist auf neue, lohnendere Beute gerichtet.

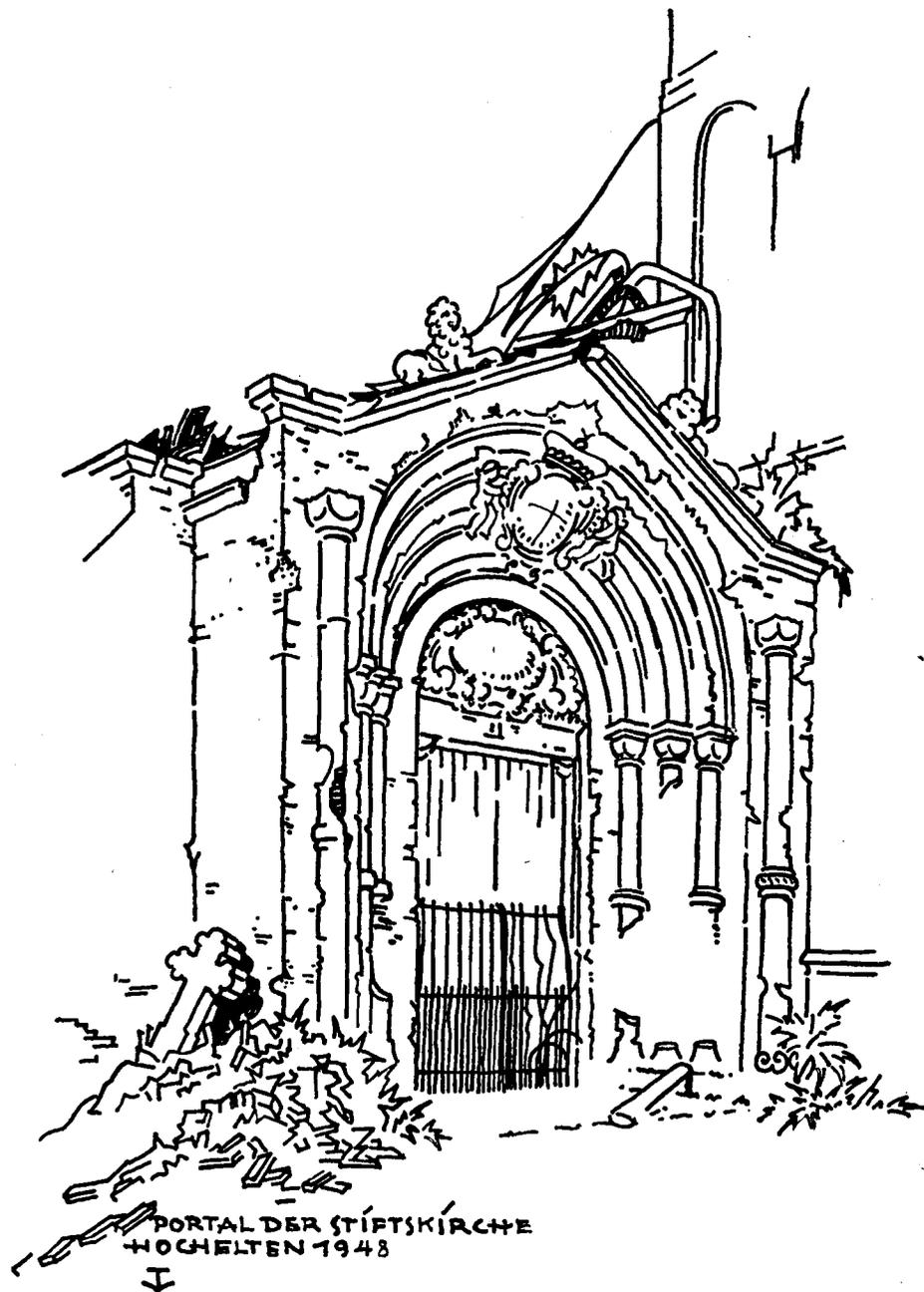
In der Karwoche reitet ein kleiner Troß von Leuten in den Vorhof der Veste Uplade ein. Adela hat ihren Sohn Theoderich, den noch unvermählten, eingeladen, Ostern bei ihr und dem Stiefvater Balderich zu verbringen. Mutter und Sohn begrüßen sich in der Halle. Fast verächtlich sieht Adela auf ihren schmalleibigen, farblosen Sohn und denkt: „Meinwerk ist wie Holz neben Dir, Du aber bist Wachs, Theoderich.“

Sie reiten in diesen Tagen zusammen umher auf den sandigen Pfaden der Hügelkette, Mutter und Sohn. Adela macht es Vergnügen, plötzlich im Galopp davonzustieben. Theoderich jagt ihr nach. Er fällt nicht zurück, aber er kann sich des Gefühles der Atemlosigkeit in Gegenwart seiner Mutter nicht erwehren. Schnaubend hält sein Roß neben Adelas auf der Höhe des mittleren Hügels, des Hülsenberges. Zur Linken steigt die Abteikuppe an. Adela schaut nicht hinüber. Nordwärts zur Rechten erhebt sich Montferland. Adela sieht westwärts weit hinaus. Aus der Ebene glitzert das silbergraue Stromband in großen Schleifen. Jenseits des Rheines, dort, wo die greifbare, unterscheidliche Wirklichkeit schon vom Schleier des Geheimnisvollen umschlossen wird, liegt Nymwegen. Adela empfindet die verhüllte Nähe der Kaiserpfalz peinvoll als unsichtbar gegenwärtige Machthoheit. Ihr Blick versucht, darüber hinaus zu greifen. Dahinter breitet sich Theoderichs, ihres Sohnes, weitläufiger Besitz, genau so wirklich und greifbar wie dieser goldstäubende Haselbusch neben dem Pferd. Die mittägliche Frühjahrssonne steht schräg hoch hinter den Reitern. Adelas rotes Haar leuchtet auf wie ein flammender Helmbusch. Im blaßblauen Himmel zieht ein Bussard seine majestätischen, einsamen Kreise. Kalt funkelnd flackern Adelas Augen kühn hinauf und hinüber zum Stiftshügel. Die Angelusglocke schweigt. Es ist Karfreitagmittag. Theoderich staunt seine Mutter an, als sei sie eine Fremde und sähe er sie in diesem Augenblick zum ersten Mal.

Adela merkt es, lächelt ein wenig schmerzlich spöttisch und macht eine ausholende Gebärde, als wolle sie Roß und Reiter und Kirche und Stift in hohem Bogen in den Strom schleudern wie Brunhilde einst ihre Felsbrocken. Stattdessen beugt sie sich herüber zum Haselbusch, bricht sich eine Gerte und sprengt mit hellem, wildem Ruf davon in der Richtung auf Uplade zu. Im Abstand folgt Theoderich. Sandklumpen spritzen von den Hufen. Manche der eben erblühenden Anemonen am Hange wird zertrampelt.

In der österlichen Vigilnacht reitet Theoderich den Stiftshügel hinauf. Nebelschwaden wallen vom Strom heran. Das Mondlicht verwandelt sie in silberne Schleier. Wie schemenhafte Urweltwesen treten Bäume und Sträucher daraus hervor und sinken wieder zurück. Mit jedem Schritt zur Höhe werden die Nebel dünner. Der Gipfel schwimmt wie eine Insel auf dem wogenden, weißlichen Meer. Kirche und Stift liegen im Klaren unter dem hohen, gestirnten Himmel. Aus allen Richtungen von den Höfen ringsher tauchen Menschen aus dem Nebel herauf, zu Fuß und zu Pferd, um teilzunehmen an der Feier der Auferstehung. Theoderich möchte gern unerkannt, am liebsten ungesehen sein. Sein empfindsames Gemüt ist bedrückt um seiner Mutter willen, die so vielerlei Bedrängnis über den heiligen Berg, über dies ganze Land gebracht. So springt er vom Pferde, bevor er die Stiftsfreiheit erreicht, bindet sein Tier abseits an und mischt sich unter die Leute, deren immer mehr sich auf dem Kirchplatz einfänden. Es verlangt ihn, Azela, seine Schwester, die liebliche Stiftsknospe, wiederzusehen. Während der Kartage mochte er sie nicht stören in ihrem betenden Dienste. Auch ihre Gefährtinnen will er, verstohlen sie musternd, an sich vorbeiziehen lassen. Vielleicht ist eine dabei, zu der er Vertrauen fassen könnte. Sein freundliches, stilles Wesen möchte sich endlich bergen und stärken in der Zuneigung eines gütigen Mädchens. „Klar und entschieden müßte meine Frau sein, aber nicht so hart und undurchsichtig verschlossen und so heftig entschlossen wie meine Mutter. Nein, Azela, meiner Schwester, müßte sie gleichen.“

Noch während er sich bedachtsam das Bild seiner Frau entwirft, öffnet sich das Portal der Kirche. Langsam und feierlich kommt ein Zug daraus hervor. Die langen, weißen Gewänder schreiten aus dem Dunkel ins blasse Mondlicht hinaus. Das blanke Vortragekreuz blitzt in der Bewegung immer wieder matt auf. Keine Kerze begleitet den Zug. Es ist, als zögen die Verstorbenen aus ihren lichtlosen Gräften heran zur Mitte des Platzes, um die Auferstehung zu erwarten. Sie stellen sich im Kreise um den dort aufgeschichteten kleinen Reisighaufen, die Ministranten, die Priester, zuletzt die Stiftsdamen und die Schülerinnen. Das Volk schließt einen dunklen Wall um den helleren Ring. Theoderich schiebt sich unauffällig in Azelas unmittelbare Nähe, während aller Blicke aufmerksam zur Mitte des Kreises gerichtet sind. Feuer wird aus einem Stein geschlagen und der Scheiterstoß entzündet. Der violette Chormantel des amtierenden Priesters leuchtet auf, auch die güldenen Gefäße für Weihwasser und Rauchwerk, auch der Gesicht-



terkranz der gläubig zuschauenden Menschen. Während der Priester das Feuer, Sinnbild des neu gewonnenen Lebens, segnet, hat Azela im flackernden Schein das Antlitz ihres Bruders erspäht. Sie errötet vor Freude und nickt ihm zu mit der herzlichen Vertrautheit vergangener Kinderjahre. Da wird ihm heimatlich warm und österlich froh zumute. Er ist nicht mehr vereinsamt.

Dies liebe Lächeln ist für Theoderich die Schwelle zur ewigen Heimat geworden. Drei Tage später wird sein toter Leib von Uplade hinausgeführt, um fern an der Seite seines Vaters Imad zum Warteschlaf bestattet zu werden.

Wiederum lodert ein Gerücht im Stromland auf, springt über von Mensch zu Mensch wie ein Waldbrand von Baum zu Baum, frißt sich hinaus über die Grenzen vom Hamaland, kriecht bis zu Meinwerk, zum Kaiser:

„Adela von Elten hat ihren Sohn Theoderich vom Leben zum Tode gebracht. Adela hat Theoderich vergiftet. Adela von Elten ist Erbin der reichen Güter ihres toten Sohnes.

Adela ist mit Balderich, ihrem Gemahl, an der Pfalz vorbei ins Land Theoderichs, ins Niederland, geritten, hat zehn bestechliche seiner Männer gesammelt und sie den Schwur tun lassen, daß Meinwerk, ihr zweitgeborener Sohn, keinerlei Rechte habe an dem, was Theoderich von seinem Vater Imad her zu eigen gewesen. Damit der Himmel den Schwur bestätige, legen die Männer die Hände auf der Heiligen Reliquien. Petrus und Paulus sollen ihnen Zeuge sein. Drei der zum Meineid erhobenen Arme verdorren. Vier Schwörern erlischt das Augenlicht.“ So munkeln die Menschen rings im Hamaland, obwohl niemand von ihnen dabei war und es gesehen.

Adelas Schuld weht in alle vier Winde, greift Platz in die Länge, die Breite, die Tiefe, die Höhe.

Kaiser Heinrich befiehlt seine Fürsten nach Dortmund. Auch Adela und Balderich haben dort zu erscheinen.

Zum ersten Male tritt Adela Kaiser Heinrich gegenüber. Sie sieht sogleich, daß sie keinen Knaben vor sich hat wie acht Jahre zuvor in der Pfalz zu Nymwegen. Eine starke Manneshand umfaßt nun des Reiches Szepter. Mit dem untrüglichen Gespür der Frau erkennt Adela, daß sie diesen vorbehaltlosen Schwertführer des höchsten Herrn, diesen Mann des Geistes, nicht mit Adela, dem Weibe, betören kann. Das zuchtvolle Antlitz des Kaisers macht glaubhaft, was die Leute sich von dem enthaltsamen, gottgeweihten Leben ihres heiligmäßigen Herrschers und seiner Gemahlin erzählen. So nimmt Adela ihre herausfordernde Lockerheit in sich hinein und hält sich vor ihm, wie es einer hohen Frau, Adela von Elten, Tochter des edlen Gaugrafen Wichmann von Hamaland, Schwester der erlauchten Fürstäbtissin Luitgardis und der Mutter Meinwerks, seines vertrauten Freundes, geziemt. Als sie in des Kaisers

ernstes, lauterer Gesicht blickt, darin sie ihr Todesurteil bereits geschrieben sieht, hat sie das Empfinden, vor Gottes Richterstuhl zu stehen. Ihre hochmütige Überlegenheit beginnt zu wanken. Sie reißt ihre ganze satanische Kraft zusammen und überwindet den Augenblick der Schwäche. Sie verteidigt sich in vollendeter Form, klug und sparsam. Aus dem anfänglich unerbittlich strengen Verhör zwischen Richter und des Mordes Angeklagter wird mehr und mehr Gespräch unter Fürsten. Heinrich verschiebt das endgültige Urteil bis zum folgenden Tage.

Meinwerk läßt sich beim Kaiser melden. Heinrich empfängt ihn sofort, nicht wie der Herrscher seinen Vasallen, er umarmt ihn, der Bruder den beladenen Bruder. Meinwerk fühlt die Liebe des Freundes, die ihm warm entgegenströmt. Steht ihm das Wort ohnehin nicht willig zu Gebote, so vermag er in diesem Augenblick aus der Qual und Ergriffenheit seines Herzens nur hervorzustammeln: „Heinrich, es ist meine Mutter.“

Adela und Balderich ziehen ungestraft von dannen und kehren zur Burg Uplade zurück. Das Gerücht schlüpft ins Unsichtbare wie Wühlmäuse in ihre unterirdischen Gänge. Adela schaltet und waltet mit den hinterlassenen Reichtümern ihres toten Sohnes Theoderich.

In der Fastenzeit des Jahres 1009 tritt Heinrich lächelnd zu seinem Freunde Kaplan Meinwerk, die rechte Hand hinter sich verbergend. Meinwerk, gewohnt, vom Kaiser manchmal geneckt zu werden, wittert wiederum einen derben Scherz und verhält sich vorsichtig abwartend. Kürzlich noch hat Heinrich ihm einen Streich gespielt, bei dessen Erinnerung Meinwerk sich jetzt noch im Stillen erbost: im Text der Messe, beim Bittgebet für die Verstorbenen, an der Stelle: „Memento, Domine, famulorum famularumque . . . — Gedenke, Herr, Deiner Diener und Dienerinnen . . .“, hat der Kaiser die beiden Silben „fa“ säuberlich ausradiert lassen. Meinwerk, im Lateinischen nicht besonders sattelfest, stolpert arglos in die Falle und betet zum Vergnügen des Kaisers und des versammelten Hofes vernehmlich: „Memento, Domine, mulorum mularumque . . . — Gedenke, Herr, Deiner Maulesel und Mauleselinnen . . .“ Meinwerk, aufwallend wie Adela, seine Mutter, verprügelt den jungen Kaplan, der das Ausradiert besorgte.

So sieht er nun seinem Kaiser ein wenig mißtrauisch in die schalkhaften Augen, abermals eines Streiches gewärtig. Heinrich überreicht ihm seinen Handschuh „nicht zur Fehde, sondern als Zeichen eines neuen Amtes. Bischof Rethar von Paderborn ist tot. Einstimmig haben wir Dich ausersehen, sein Nachfolger zu werden und das verwaiste Bistum zu übernehmen.“

Meinwerk ist verwundert und keineswegs erfreut über das Zeichen kaiserlicher Huld. Unwirsch äußert er seine Meinung fast ungeschickt aufrichtig: „Was soll ich mit dem kärglichen Bistum und den

ausgebrannten Ruinen Paderborns?! Wahrlich, mit meinen eigenen Gütern wäre ich in der Lage, ein stattlicheres Bistum zu gründen!“

Der Kaiser lächelt fein und ernst zugleich: „Eben deswegen, Meinwerk, sollst Du das arme Bistum übernehmen, damit Dein Haben seinem Nichthaben zugute komme.“

Beschämt und bewegt nimmt Meinwerk den Handschuh, nimmt er das Bistum Paderborn.

Gleich am folgenden Sonntag weiht Bischof Willigis von Mainz ihn in der Stiftskirche zu Goslar zum Bischof. Meinwerk reist unverzüglich nach Paderborn ab. Mit Jubel und herzlichem Zutrauen wird der neue Hirt dort empfangen.

Die Einführungsfeierlichkeiten sind vorüber. Wie sieben Jahre zuvor steht Meinwerk am Fenster im stillen Palastgemach und sieht über den Platz hin auf das Baugelände des Domes. Halbfertig hat Rethar sein Werk verlassen müssen. Bis zur Fensterhöhe ist das neue Mauerwerk gediehen. Meinwerk gefällt der Bau nicht. Sein fürstlicher Sinn plant großzügiger. Er wird das Begonnene niederlegen lassen und von Grund auf anders errichten. Seufzend überblickt Meinwerk die Brandschäden ringsum. Jahrelange Mühe wird es kosten, bis seines Bistums Metropole würdig dasteht. Aber woher die Mittel nehmen!? Zu diesem Zweck wird er der eigenen Güter nicht schonen. Seiner Mutter Adela wird es nicht recht sein. Jedoch er ist nicht mehr gewillt, auf ihre Habsucht Rücksicht zu nehmen.

Adela fädelt von Uplade aus ihr letztes großes Ränkespiel ein. Ihr Ehrgeiz erträgt es nicht, daß Wichmann von Vreden ihr damals auf dem Reichstag von Nymwegen hart entgegengetreten ist. Adela vergißt nicht. Der Wurm bohrt seither in ihrem gekränkten Stolze.

„Wichmann, weshalb mußt Du zwei Gaue verwalten? Im Hamaland wohne ich, Adela. Wichmann, Du sollst das Hamaland an Balderich verlieren, so wahr ich Adela heiße!“

Wichmann sitzt in seiner festen Burg bei Calcar auf dem Monreberg, während eine Frau bereits das Wurfnetz wider ihn sorglichst auf ihren Armen faltet.

Es beginnt mit feinen Nadelstichen. Adelas Leute belästigen Wichmanns Höfe. Wichmann schlägt nach den Mücken, die ihn stechen. Adela schürt. Die Zwistigkeiten wachsen. Wie immer, wenn sich zwei streiten, bilden sich Parteien. Die Spaltung im Lande nimmt zu. Der Bischof Heribert von Köln und Bischof Adelbold von Utrecht stehen auf Uplades Seite. Jeden Augenblick kann die offene Fehde losbrechen. Die Lage ist so bedrohlich zugespitzt, daß Kaiser Heinrich die beiden Gegner Wichmann und Balderich zu sich nach Metz befiehlt, um größerem Unglück vorzubeugen. Sie leisten ihm den Eid, Frieden zu halten.

Wichmann, gutgläubig, wähnt die Sache bereinigt und tritt beruhigt die beabsichtigte Wallfahrt nach Rom an.

Adela hat das Feld frei zum Zuge:

„Balderich, die Macht im Hamalande steht Dir zu, nicht dem Nebenbuhler. Geh hin zum Kaiser und erbitte Dir von ihm die Präfektur.“

Sie impft es ihm mit zermürbender Zielstrebigkeit täglich aufs neue ein, bis Balderich sich aufmacht zum Kaiser und von ihm die Präfektur tatsächlich erhält unter der Bedingung, daß Frieden im Lande bleibe.

Adela treibt weiter: „Balderich, besetze Wichmanns Burg Gennep.“ Balderich besetzt Gennep.

Wichmann eilt entrüstet über die Alpen zurück. Um seinen dem Kaiser geleisteten Friedenseid nicht zu brechen, nimmt er Bischof Adelbolds, des weisen, Angebot der Vermittlung an. Dessen Güte gelingt es, abermals die beiden gegnerischen Männerfäuste ineinander zu legen. Ewigen Frieden beschwören sich Wichman und Balderich. Und je elf ihrer Mannen leisten mit ihnen den heiligen Eid.

Das Hamaland ist von schwerem Druck befreit.

Adela aber lockert ihr Fangnetz zum Wurfe.

Die Schlange kriecht auf den Monreberg, ihr Opfer zu umzingeln. In schillernder Freundlichkeit zieht Adela ihre immer enger würgenden Kreise. Wichmann wartet in festlicher Weise den Gästen von Uplade auf, wie es Brauch ist, wenn hohe Freunde uns beehren. Ihm ist nicht ganz wohl. Hinter dem funkelfarbenen Gewande der Schmeichelei spürt er schauernd der Schlange Gifthauch.

Adela lädt ihn zum Gegenbesuch nach Uplade ein.

Westfalen und Hamaland erbauen sich an der wiedergewonnenen Eintracht und sichtlichen Freundschaft der Großen.

Am Burgtor von Uplade zaudert Wichmann, den Fuß über die Schwelle zu setzen. Doch treuherzig froh reicht Balderich ihm schon die Rechte, und der Hausfrau Willkommen gleißt ihm entgegen.

Mit erlesenen Speisen und köstlichem Wein läßt Adela ihre Gäste bewirten. Wichmann genießt mit Vorsicht. So wirkt Adelas Gifttrunk zwar elend schwächend, aber nicht tötend. Da Wichmann sich krank fühlt, drängt er vorzeitig zum Aufbruch, um heim zu gelangen. Sein Vaterherz sehnt sich plötzlich, das zu Hause verbliebene Söhnchen fest in die Arme zu schließen. So treibt er seine Leute zur Eile, und sie sputen sich, seinem Wunsche zu folgen. Erleichtert atmet er auf, als Uplades Burgtor sich hinter ihm schließt. Balderich gibt ihm freundschaftlich warm das Geleite. In zwanglosen Gruppen reiten die Gäste von dannen. Kaum eine Meile sind sie entfernt, da schleudert Adela mit satanischem Schwung ihr lange bereitetes Netz. Zwei ihr willige Knechte hat sie gedungen, den Verhassten unter allen Umständen aus dem Wege zu räumen, ganz gleich auf welche Weise. Wichmann reitet arglos plaudernd hinter Balderich her am Eichenbuschwerk entlang. Da wird er hinterrücks vom Pferde gezerrt und — bevor er sich zur Wehr setzen kann —, meuchlings erschlagen. Ehe Balderich recht begreift, was geschehen, sind die Mörder entsprungen wie flüchtige Marder. Wichmanns Männer laufen zusammen an ihres Herrn blutüberströmter Leiche und erheben Wehklage. Balderich jagt in hellem Entsetzen davon.

Wichmanns Getreue schicken Boten aus mit der Kunde von ihres Herrn Ermordung.

Der Bischof von Münster zieht heran mit großem Trauergefolge,

um den Leichnam seines geliebtesten Freundes nach Vreden in die Gruft seiner Väter zu geleiten.

Im ganzen Lande bricht flammende Empörung los. Hunderte von Männerfäusten recken sich rachedrohend gen Uplade. Balderich wird allgemein als der Täter bezeichnet. Doch alle wissen, die blinde Hand ist er nur seiner Teufelin Adela! Feuer und Schwefel über Uplade!

Als der Kaiser, der mit dem Heer in Burgund steht, von dem ruchlosen Frevel Botschaft erhält, erfaßt ihn heiliger Zorn. Er befiehlt, den Mörder als öffentlichen Feind zu verfolgen, sein Hab und Gut ihm zu nehmen und Uplade dem Erdboden gleich zu machen. Und Heinrich beschließt und gibt bekannt, daß er auf der Stelle persönlich mit seinem Heere zum Hamaland aufbrechen werde.

Adela sitzt auf Uplade, lautlos, äußerst gespannt, wartend wie die Spinne im Netz. Sie denkt nicht daran, zu entfliehen.

Balderich ist so von Entsetzen geschüttelt, daß er um sich selbst jagt wie die Maus in der engräumigen Falle. Mitleidlos weist Adela ihn zurecht: „Statt gleichmütig mannfest das Unausweichliche anzublicken, verhältst Du Dich wie ein Sklave. Besser tätest Du daran, mir zu helfen, die Wehr zu verstärken.“

In seiner Bedrängnis wird Balderich geschäftig, läßt reichlich Lebensmittel in die Burg schaffen und schickt Boten um Beistand zu Erzkanzler Heribert nach Köln.

Rings rücken die Heere der Ordnung gen Uplade heran, Adelbold von Utrecht, Herzog Bernhard von Sachsen, Kaiser Heinrich persönlich an der Spitze seiner Truppen. Die ganze Macht wird entboten, um dieser fürstlichen Teufelin Herr zu werden.

Als Balderich sie heranziehen sieht, entweicht er des Nachts mit den Männern der Veste. Übrig bleibt Adela allein mit wenigen getreuen Mägden der Werkstatt. Sie setzt ihnen Helme auf und erfüllt sie mit männlichem Mute.

Die Höfe und Äcker im Vorfeld der Burg werden geplündert und zerstört, das Vieh beschlagnahmt und fortgetrieben.

Adela steht, rings eingekreist, auf Uplade wie auf einem Feldherrnhügel Luzifers. Die behelmten Köpfe der Mädchen werden nicht müde, immer wieder sich über den Mauern zu zeigen und den Belagerern eine zahlreiche Schar wehrhafter Verteidiger vorzutäuschen. Dieser Frauen fraglose Treue zu ihrer Herrin ist die einzig lichtgold verbliebene Stelle in Adelas höllenfinstern gewordenem Lebensgewirk.

Und es geschieht fast wie ein Wunder: an diesem schimmernden Faden der Liebe wird Adela hinausgeseilt aus dem ausweglosen Turm der äußersten Not: den anstürmenden Männern ist es nicht verborgen geblieben, daß ja nur Weiber die Wälle verteidigen. Mann gegen Frau, das ist wider die Ehre der Männer. Kaiser Heinrich läßt Adela verkünden: „Frei und unangetastet darfst Du mit Deinen Mägden Uplade verlassen. Nehmt mit, was Euer!“

Den Frauen vorauf geht Adela hohen Hauptes aus dem Tor ihrer Burg durch die Gasse der staunenden Feinde. Sie schaut nicht rechts, nicht links, nicht zurück.

Über die Mauern und Wälle von Uplade bricht des Kaisers Gericht herein wie über den Turmbau zu Babel. Kein Stein bleibt auf dem anderen.

Heribert von Köln ist ein wenig zu spät daran mit seinem Gesuch um Verschonung des wertvollen Gutes. Ach, schade, Adela hatte es ihm als Vermächtnis zugesprochen. —

Eine Hornisse hebt noch wieder die Flügel und krümmt den gefährlich schillernden Leib zum Stich, wenn man wähnt, sie tot geschlagen zu haben.

Adela hebt die Flügel. Nicht weit mehr langt ihre zertretene Kraft. Sie setzt sich mit Balderich gotteslästerlich mitten hinein in des ermordeten Wichmann Burg Munna auf dem Monreberg. Der Mörder ist seinem Orte verstrickt.

Kaiser Heinrich befiehlt, auch Munna zu schleifen.

Theoderichs Güter, die Adelas Habgier noch immer umkrallt, beschlagnahmt der Kaiser, sie Meinwerk zu übergeben, auf daß sein Bistum der Sachsen, sein Paderborn, prächtig erwachse.

Adela und Balderich entschlüpfen wie Schemen ins Dunkle.

An Erzbischof Heriberts Pforte klopft eine ältliche Bettlerin. Sie klopft mit untertänigem Finger nicht, mit immer noch herrischem, doch machtlos gewordenem Knöchel.

„Heribert, gib mir Obdach und Brot. Ich habe nichts mehr, meines Leibes Notdurft zu decken.“

„Adela, nein, geh weiter. Wo Du bist, ist Feuer und Schwefel. Und hier ist heiliges Köln.“

„Heribert, einst kleidete ich Dich und Deine Kirche mit kostbaren Stoffen. Und hast Du vergessen, daß ich Dir Rees vermachte für Dein Kloster in Deutz?“

Die Orgel der Macht, die Lucifer sich in ihrem Gemüt erbaute, hat Adela im Lauf ihres Lebens wie ein Meister zu spielen gelernt. Die Register bediente Satan selbst. Er zog sie, bald dieses, bald jenes, heraus zu brausend berausender Fülle des Tönens. Die Symphonie der Auflehnung stürmte in steigernden Sätzen bis zum schaurigen Höhepunkt. Nun stößt Satan die Register ein, und ohnmächtig stürzt die Musik steil ab ins Tal der dünnen Verzweiflung. Nur ein anklagendes Fagott ist noch als Nachhall zu vernehmen zur Qual der Spielerin und der Hörer. Adela, die fallende, leere hilflos verhallende Quint vor der Schwelle Heriberts!

„So komm denn, Adela“, erbarmt sich ungern der Bischof, „geh in die Zelle im Schatten des Domes. Doch wehe Dir, wenn Du den Frieden zu stören begännest!“

Ausgebrannt ist Adelas Herz nun. Sie überlebt sich selbst, als sei sie ihre eigene Versteinerung.

Doch wer dürfte es wagen, auszusagen über das letzte Geheimnis zwischen Geschöpf und Schöpfer!

In den Augen der Menschen bleibt Adela die gemiedene Mörderin, bis sie in ihrer Zelle, ein räudiges Wesen, verstirbt.

Vor dem Portal von St. Peter läßt Heribert eine Gruft ausheben

und den Leichnam bestatten. Da bricht ein Unwetter los, so wuchtig, als solle die Erde zerbersten.

„Der heilige Boden von Köln will den verfeimten Leib nicht in sich bewahren. Hinaus mit ihm, hinaus!“

Fieberhaft, eilig wie Hunde den Knochen, buddeln sie ihn wieder aus, schleifen ihn zum nahen Ufer und schleudern ihn in den Strom. Die Wogen schlagen wild auf, als wollten auch sie die sündige Last nicht tragen. Strudel spülen sie fort und speien sie erst im Hamaland wieder aus.

In der Kirche zu Zyfflich ist Adela dann niedergelegt und endlich zur Ruhe gekommen an Balderichs Seite.

Seitdem ist fast ein Jahrtausend vergangen. In einem Haus an der Klosterstraße zu Elten sind Marmorbrocken zu sehen. Man fand sie beim Stöbern im Grundgemäuer der einstigen Veste Uplade.

Ein Marmorbrocken verblieb uns von Adelas Babelturm — sonst nichts.

Anmerkung der Verfasserin:

Der Bericht über Adela ist weder aus historischen noch politischen Absichten geschrieben. Es ist lediglich versucht worden, fußend auf geschichtlichen Grundlagen und volklichen Überlieferungen, das menschliche Bild dieser Frau zu zeichnen.